Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt“ erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlins bei allen Post-Anstalten des deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Italiens, Belgiens, Luxemburgs, der Niederlande (Holland), Dänemarks, Schwedens und Norwegens, Rußlands und der Donaufürsten; in Berlin bei der Expedition, Jerusalemerstraße 48/49; Filiale Friedrichstadt: Friedrichstraße 66; Filiale Königstadt: Königstraße 56/57; Filiale Louisenstadt: Prinzenstraße 41; bei allen Zeitungsspediteuren und Stadtpostämtern. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur per Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis auf das „Berliner Tageblatt“ nebst „Handels-Zeitung“, sowie dem illustrirten Blatt „ULK“, der humor. Montags-Beilage „Heiteres“, dem belletristischen Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle“ und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft“ vierteljährlich 5 Mark 25 Pf., Ausland excl. Postaufschlag; bei direkter Zusendung unter Kreuzband 14 M. pro Quartal (für Berlin auch monatlich 1 M. 75 Pf. incl. Botenlohn, bei separater Zustellung des Abendblattes 2 M.). — Inserate à Zeile 50 Pf. („General-Anzeiger“ 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstraße 48/49, sowie deren Filialen: Friedrichstraße 66, Königstraße 56/57, Prinzenstraße 41 angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nummer 229. Berlin, Sonnabend, den 9. Mai 1891. XX. Jahrgang.

„Ein Wort zur rechten Zeit . . . . .“

An selbstlosem Erfindergeist hat es, Gottlob, in Deutschland nie gefehlt, wohl aber an praktischem Unternehmungsgeist. Jetzt aber beginnt die deutsche Technik eine führende Rolle zu übernehmen. Die erste elektrische Straßenbahn der Welt wurde in Berlin gebaut; und hätte man sie nicht nach Lichterfelde hinausgedrängt, wer weiß, ob unsere elektrotechnische Industrie heute nicht mehr davon gehabt hätte, als die bloße Ehre. Die Wiege der Dynamomaschine stand mit einem Fuß in Berlin. Die Lösung der Kraftübertragung Lauffen-Frankfurt knüpft an die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft in Berlin an. Und die Großartigkeit unserer Berliner Beleuchtungsanlagen hat dem berufensten Amerikaner, Edison, Bewunderung abgenöthigt. Aber die Elektrotechnik ist noch jung, kaum ein Dutzend Jahre alt, und kein Mensch vermag zu sagen, welche unerwartete Erfindungen der morgige Tag bringen wird. Selbst das kleine, bereits stark verwendete Instrument, das Telephon, hat noch nicht alle Kinderkrankheiten überwunden. Die Verbesserungen, die es benöthigt, die verschiedenartigsten Anwendungen in Industrie und Gewerbe, für Wissenschaft und Kunst, für Medizin und Musik, für Zeitungswesen und für andere noch ungeahnte Gebiete werden sich von Tag zu Tag einstellen, und die verschiedenen Erfinder, Fabrikanten und Unternehmer benöthigen nichts, als ein wenig Luft, ein wenig Boden, ein wenig Freiheit.

Aber Luft und Boden beabsichtigt die Reichstelegraphen-Verwaltung zu ihrem Monopol zu machen. Dem Reichstag liegt ein Gesetzentwurf vor, welcher dem Reich das ausschließliche Recht zugesteht, Fernsprechanlagen für den allgemeinen Vermittlungsverkehr zu errichten. Die Einschränkungen, welche dieser Entwurf in der Kommission erfuhr, liegen jedenfalls etwas günstiger als die bisherige Praxis der Postbehörde. Wollte nämlich ein Privatmann seine zwei getrennten Grundstücke durch einen eigenen Draht verbinden, — also eine Privatangelegenheit, — so beanspruchte die Post, ihm die Erlaubniß ertheilen bezw. verweigern zu dürfen. Es ist eigenthümlich, daß die Post im Briefverkehr keine so weitgehenden Hoheitsrechte beansprucht, denn sie duldet in Berlin z. B. die Konkurrenz der Packetfahrtgesellschaft. Die Industrie mußte sich durch diese Ansprüche geschädigt fühlen. Es kam zu einem Prozeß mit der Aktiengesellschaft Mix & Genest in Betreff der Herstellung einer solchen Fernsprechverbindung, der sowohl beim Landesgericht, als beim Oberlandesgericht zu Gunsten der Firma entschieden wurde. Die Entscheidung des Reichsgerichts steht noch aus. Um einer Reihe neuer Prozesse und damit neuer Niederlagen zuvorzukommen, ist das vorliegende Gesetz eingebracht.

Denn alle diese monopolistischen Ansprüche waren nur Harmlosigkeiten gegenüber der Ausnahmestellung, welche der Post in einer anderen Beziehung eingeräumt werden soll, und zwar unter der scheinbar berechtigten Forderung, gegen Störungen benachbarter elektrischer Ströme geschützt zu sein. Es steht nämlich völlig in der Hand der Post, sich selbst zu schützen und dabei noch die Leistungen ihrer Telephone zu erhöhen. Freilich darf man dabei nicht Ersparnisse machen wollen auf Kosten der Lebensfähigkeit anderer Unternehmungen. Auch die Gemeinden sind bedroht. So sah sich die Stadt Breslau, welche eine elektrische Straßenbahn bauen wollte, durch die von der Reichstelegraphenverwaltung gestellten Bedingungen gezwungen, von ihrem Vorhaben vorläufig abzustehen. Es ist deshalb wirklich anerkennenswerth, daß der Berliner Magistrat Veranlassung genommen hat, in dieser Sache eine Petition an den Reichstag zu richten. Hat er doch bei Anlegung der städtischen Gasbeleuchtung Gelegenheit gehabt, Erfahrungen zu sammeln. Auch in den Kreisen der Interessenten scheint es sich zu regen, wenn auch sonderbarerweise nicht mit der nöthigen Energie. So ist vor einigen Tagen eine Broschüre erschienen: „Ein Wort zur rechten Zeit über die Benutzung öffentlicher Wege für elektrische Anlagen.“ *) In dieser kleinen Schrift wird an der Hand amerikanischer Verhältnisse in allgemein verständlicher Form klargelegt, um was es sich handelt. Wir wollen das Technische nur flüchtig skizziren und uns mit einem kurzen, drastischen Citat begnügen:

Jeder elektrische Strom, der funktioniren soll, muß an den Apparat oder an die Dynamomaschine zurückgeführt werden, aus der er fließt. Der Stromkreis muß ein geschlossener sein. Im Jahre 1838 entdeckte der Münchener Professor Steinheil, daß der Rückleitungsdraht überflüssig wäre, daß man ihn durch die Erde ersetzen könne, welche die Rückleitung übernehme. Man nennt dies den „Erdschluß“, weil die Schließung des Stromkreises durch die Erde hindurch stattfindet. Für Telegraphen und Telephone war dies sehr wichtig. Sie konnten sich die Kosten eines zweiten Drahtes ersparen. So ging es zwar nicht trefflich, aber doch leidlich, bis im Fortschreiten der Zeit auch das elektrische Licht und die elektrischen Straßenbahnen eingeführt wurden und diese die Benutzung der Erdleitung auch für sich beanspruchten. Man muß nämlich wissen, daß die Elektrizität im Erdboden nicht geradeaus läuft, sondern sich die besten Leiter sucht, feuchte Stoffe, Metalle u. s. w. Die sehr starken Ströme, welche eben den Transport der Fahrzeuge oder das Feuer der Kohlenlampen unterhalten haben, zingeln unter dem Boden nach einem guten Leiter, treffen zufällig den Anschluß an einen Telephondraht, durch welchen sie dann dringen, um in der Telephonstation alles mögliche Unheil anzurichten. Im Berliner Fernsprechamte ist es vorgekommen, daß ein solcher Eindringling sämmtliche Klappen plötzlich zum Fallen bringt.

Noch ein zweites Aergerniß kann das Telephon von einer Nachbarleitung erleiden, nämlich durch die Induktion. Wenn von zwei parallelen Drähten, die vollkommen von einander getrennt und isolirt sind, in dem einen ein elektrischer Strom fließt, so weckt er im anderen Draht einen entgegengesetzten Strom, gewissermaßen ein Echo oder ein Spiegelbild. So können Starkstromleitungen für Licht- oder Kraftanlagen, wenn sie nahe einem Telephondraht gespannt sind, im letzteren allerlei furrende Geräusche erregen und das Sprechen unter Umständen ganz unmöglich machen.

Nach den erwähnten zwei Störungen könnte man schließen, daß das so empfindliche Telephon keine Leitung von elektrischer Energie neben sich auf eine gewisse Distanz hin dulden darf, und daß es berechtigt ist, jedem andern Unternehmen, welches die Straßen und Wege zu benutzen gezwungen ist, oder ihm sonst ins Gehege kommt, das Leben sauer zu machen. Dies scheint auch die Ansicht unserer Reichspostbehörde zu sein.

Allein dem ist nicht so. Für Telephonunternehmer welche nicht nur selbst leben, sondern auch Andere leben lassen wollen, haben Natur und Wissenschaft einen Ausweg gelassen. Verzichtet man nämlich auf die billigere Erdleitung und verwendet einen doppelten Draht, also einen geschlossenen metallischen Stromkreis, wo Hin- und Rückleitung parallel und nahe an einander ausgespannt sind, so erzeugen beide um sich herum ein schützendes Feld, in welches Induktionsstörungen nicht eindringen, und von welchem Induktionsstörungen nicht ausgehen können. Dadurch sind zugleich auch die erwähnten Ueberfälle durch fremde Ströme von der Erde aus unmöglich gemacht.

Der Telephonunternehmer, trage er nun den Namen einer Reichspost oder den einer amerikanischen Bell Co., wird sich nicht immer zu den Mehrauslagen bequemen, um aus Rücksicht auf irgend ein anderes Unternehmen einen zweiten Draht anzulegen. Unter dem Druck des gleichen Rechtes für Alle würde sich jedoch ein gütliches Einverständniß, eventuell eine richterliche Entscheidung herbeiführen lassen, in Folge deren keine Partei größere Opfer zu bringen hätte, als billig ist. Ganz anders aber, wenn diese Telephonleitungen der Reichspost gehören, und diese durch den vorliegenden Gesetzentwurf davor bewahrt ist, nachzugeben oder nur irgendwie zu einem gütlichen Einvernehmen sich herbeizulassen. Der Boden an den Straßen und Wegen, auch auf mehrere Meter rechts und links darüber hinaus, wird ihr gehören, und da können anderweitige elektrische Unternehmungen zusehen, welchen Umweg sie mit großen Geldopfern erkaufen müssen, d. h. wenn die Größe dieser Geldopfer ihnen nicht das Unternehmen überhaupt unmöglich macht. Zu Amerika hat die Bell-Compagnie, welche durch den Besitz des Bellschen Telephonpatentes ein vollständiges Monopol ausübt, tapfer nach allen Seiten um den Besitz des Bodens d. h. um die Alleinbenutzung der Erdleitungen Prozeß geführt. Aus den mancherlei Entscheidungen erscheint die Aeußerung des Kanzlers Gibson von Knoxville in ihrer westamerikanischen Ausdrucksweise treffend genug, um sie aus der genannten Broschüre zu citiren:

> Man muß bedenken, daß die Telephon-Co. nicht ein besonderes Recht auf die Wege oder einen Streifen oder ein Stück Grund und Boden oder irgend besondere Straßen oder Gänge innerhalb des Weichbildes von Knoxville für ihre Erdleitungen beansprucht, sondern sie beansprucht die ganze Erdoberfläche und Alles, was unter

*) „Ein Wort zur rechten Zeit über die Benutzung öffentlicher Wege für elektrische Anlagen“. Verlag von J. J. Heine, Berlin 1891.

Ahnen und Enkel.*)

Von

Georg Engel.

[22. Fortsetzung.]

Wieder glänzt heller Sonnenschein über das Gut, Sperling und Buchfink jubiliren, und hinter dem Rande der Felder blitzt das Meer wie ein goldener Spiegel. Und wieder tagt eine Volksversammlung, nur hat sie diesmal einen offiziellen feierlichen Anstrich. Die Intelligenz des Dorfes hat sogar einen alten Cylinder auf die wolkige Stirn gedrückt, und es thut der feierlichen Stunde keinen Abbruch, daß dieses kleine Scheusal von Hut eine wunderbare Aehnlichkeit mit den Filzdeckeln aufweist, welche die Spartaner auf ihre abgehärteten Schädel zu drücken pflegten.

Heute nimmt die Herrin des Gutes von ihrem Erbbesitz, von Land und Leuten Abschied. Vor dem alterthümlichen Hauptportal hält eine Equipage mit zwei feurigen Rennern, die der Baron den Damen zur Verfügung gestellt hat — er selbst ist nicht erschienen, die Leute sagen, die Wunde an der Hand schmerze ihn.

Nun treten Mutter und Tochter aus dem Hause und besteigen das Gefährt —

Ihr Auge fliegt über die Leute und Hörige des Gutes, welche den ganzen Hof füllen. Ueberall weinende, trauernde Gesichter, das Händeschütteln will kein Ende nehmen. Endlich ziehen die Pferde an, und durch die Reihen hallt es wie ein erstickter Seufzer. So geht es durch das Dorf. Vor jeder Hausthür Männer und Weiber mit abgezogenen Mützen und wehenden Tüchern. Vor dem Krug harrt die Volksversammlung.

Der Wirth versucht eine Rede zu halten, aber die Rührung überwältigt ihn; er bringt es nur bis zu einem Fäusteschütteln und bietet zuletzt der lieben, gnädigen Frau seine Schnupftabaksdose an.

Währenddessen brüllen die blonden Riesen unaufhörlich Hurrah, und Jochen, der sich als galantuomo erweist, ruft mit Aufbietung aller Kräfte: „Ne dat lewe Fräulen“.

Und weiter geht es im scharfen Trab, die kleinen Häuser verschwinden, an der Kirche vorbei, vorüber an dem Föhrenwald, dort ist schon die Hütte der Hexe, und nun werden sie über die Grenze taumeln.

Dort, wo die Chaussee beginnt, hält ein einzelner Reiter. Das grüne Wamms und die Reiterstiefel machen Raffow von Weitem kenntlich. Als der Wagen vorüber fliegt, nimmt er langsam den Hut ab und winkt mit erhobener Hand. Die jüngere der Damen weidet sich und neigt unmerklich ihr schönes Haupt zum Gruß — dann sind sie vorüber.

Der Reiter hält noch immer unbeweglich — er hat die Hand über die Augen gelegt, als wollte er die Sonnenstrahlen von seinem braunen Gesicht abwehren. Aber die Strahlen belästigen den Mann nicht.

Eine Wolke ist über die Sonne gezogen und wirft einen langen Schatten auf Wege und Felder.

XI.

Auch die Stuben haben ihre Atmosphäre. Wallensteins Todtenkammer zu Eger sieht so unheimlich aus, als wäre dort ein Gewerbeschein an die Wand genagelt mit der Aufschrift:

„Hier kann gemordet werden.“

Ueber dem weiten Staatszimmer der Senatorin hingen die Wolken schwer und drauend herniederr.

In dem mächtigen Ofen pfiff und heulte es, als hätte sich dort eine Schaar geschwänzter Teufelchen niedergelassen und gedenke sich die Zeit mit vergnüglichem Heulen und Zähneklappern zu vertreiben. Die Sophas und Fauteuils schauerten frostig zusammen, und Schränke und Tische ächzten wie von unaussprechlicher Seelenqual gefoltert.

Der Mann, welcher jetzt langsam in diese kalte Umgebung trat, hatte sonst die ungemüthlichen Geister des Hauses hinausgelacht und fortgesungen, heute aber paßten sie vortrefflich zu seiner Stimmung.

Er ließ sich schwerfällig auf einen Fauteuil nieder, und der wohlgeformte Kopf neigte sich abgespannt auf die Seite. Das war der Werner nicht mehr, unter dessen Stiefeln die Funken sprützten, wenn er auf das Pflaster trat; das war ein müder, sich verzehrender Kranker.

Sein blasses Gesicht starrte mit glänzenden Augen auf die schwere Portière, welche das Gemach seiner Mutter abschloß, und er preßte ungeduldig die weiche Armlehne seines Fauteuils.

Hinter dem Vorhang klang es wie ein leises Flüstern von Frauenstimmen. Der Wartende fuhr aufgeregt in die Höhe und lauschte, aber es blieb Alles still, und mit schmerzlichem Lächeln fiel er wieder in den Stuhl zurück. Da öffnete sich die Portière, Frau Katharina trat leise ein und legte ihre Hand leicht auf den Kopf des Sohnes.

Der Gerufene nickte leicht und schloß theilnahmslos die Augen.

Die Senatorin setzte sich ihm gegenüber und ergriff seine Hand. „Willst Du Deine Mutter nicht kennen, mein Kind“, fragte sie vorwurfsvoll. — „Sieh, ich bin gekommen, um Dir zu danken — Du hast Dein Versprechen ehrlich gehalten, und Monate sind vergangen seit Deiner Verirrung — Du hast jenes Mädchen nicht wiedergesehen. Jetzt aber sollst Du wieder fröhlich werden, mein Sohn — Du sollst reisen.“

Werner schüttelte den Kopf und schwieg.

Die Mutter betrachtete ihn sorgenvoll: „Werner — mein Kind,“ rief sie leidenschaftlich, „weißt Du nicht, daß jeder Schlag meines Herzens Dir gegolten, warum quälst Du deine alte Mutter — ich weiß, Du hast den weichen Sinn Deines Vaters, aber Du bist ein Mann — jenes Weib steht nicht mehr zwischen mir und Dir. Nicht wahr, mein Sohn?“

Werner streckte abwehrend die Hände aus, und plötzlich kam der lang zurückgehaltene Jammer grollend und kochend zum Ausbruch. „Meinen freien Willen hast Du unterdrückt und elend gemacht,“ rief er wild, „willst Du auch jetzt meine Gedanken tyrannisiren? Nein, Du sollst es hören, meine Sinne haften und hangen unverrückt an einem einzigen Ziel.“

Die Senatorin zog ihre Hand zurück, „Schwächling!“ rief sie finster; „Du träumst anstatt zu leben, Du glaubst zu lieben, und es sind nur Deine Sinne, welche eine Orgie feiern, Du meinst, Du seiest geliebt, und Du bist nur eine Zahl im Exempel, eine Sprosse auf der Leiter.“

Werner sprang auf und stützte sich schwer auf den Tisch. „Lüge,“ schrie er wild, „Lüge!“

Die Greisin stand ihm schneebleich gegenüber.

„Sieh' selbst!“ rief sie rauh und riß die Flügel der Portière auseinander.

Werner schwankte und griff mit der Hand in die Luft; er glaubte eine Erscheinung zu sehen.

Unter den Falten des Gobelins ragte die hohe Gestalt Louisens. Die Hände unbeweglich über dem vollen Busen gekreuzt, die leuchtenden Augen milde auf den Staunenden gerichtet, stand sie da — eine klassische Bildsäule.

Werners Gehirn durchschoß ein Blutstrom, wild flog sein Auge durch das Zimmer, seine Mutter war verschwunden.

Da brach ein Schrei aus seiner Brust, angstvoll und jubelnd zugleich, er stürzte zu ihren Füßen und umklammerte ihre Knie.

„Louise,“ jauchzte er, „Louise!“

Er fragte nicht, weswegen sie gekommen war, er fragte nicht, weshalb sie sich nicht niederbeuge und ihm den verlangenden Mund

*) Allen neu hinzutretenden Abonnenten wird der bis zum 30. April d. J. veröffentlichte Theil des Romans „Ahnen und Enkel“ von Georg Engel gegen Einsendung der Abonnements-Quittung gratis und franko nachgeliefert.

Heute die Beilage „ULK“ Nr. 19.